

Australiens geraubte Kinder

Vor einem Jahr scheiterte ein Referendum für mehr Mitsprache der Aborigines. Gleichberechtigung ist nicht erreicht, das Trauma sitzt tief. Jahrzehntelang wurden **indigene Kinder** ihren Familien entrissen, um sie zu weißen Bürgern zu erziehen.

VON BARBARA SCHECHTNER

Andrew James war drei Wochen alt, als er aus seiner Familie gerissen wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt im Waisenhaus kam er zu Charlie und Mary Hamm, für ihn fortan „Mum“ und „Dad“. Aus Andrew wurde Ian. Aus James wurde Hamm. Aus einem neuen Mitglied einer indigenen Gemeinschaft wurde der Sohn einer weißen, christlichen Familie.

Ian Hamm wuchs in Yarrawonga auf, einer Stadt am Murray River in Victoria. 19 Jahre später sollte er erfahren, dass sein Geburtsort, eine indigene Gemeinde in Shepparton, nur 50 Kilometer entfernt liegt. „Ich wuchs auf dem Land meiner Vorfahren auf, ohne es zu wissen“, erzählt er im Gespräch mit der „Presse am Sonntag“.

Ian Hamm gehört den sogenannten Stolen Generations an, die von den 1910er- bis 1970er-Jahren Opfer eines grausamen und rassistischen Umerziehungsprogramms der australischen Regierung wurden.

Zehntausende Aborigines-Kinder, meist mit Vätern europäischer Herkunft, wurden ihren Familien entrissen und in staatliche Heime oder weiße Pflege- und Adoptivfamilien gegeben.

Ziel war es, sie ihrer kulturellen Wurzeln zu berauben und in die weiße, europäisch geprägte Gesellschaft zu assimilieren – und ihnen eine „bessere Zukunft“ zu ermöglichen, so die perfide Begründung für das gesetzlich legitimierte Vorgehen. Denn das eigene Volk, das der Ureinwohner, sei nicht überlebensfähig.

Bürger zweiter Klasse. Der „Bringing Them Home Report“ von 1997 brachte ans Licht, was die Kinder wirklich erleben haben. Er dokumentiert auf fast 700 Seiten die Gewalt, die körperliche und seelische Misshandlung, die viele Kinder als billige Arbeitskräfte, als Dienstmädchen und Landarbeiter, als Bürger zweiter Klasse erlebt haben. Den leiblichen Eltern wurde oft gesagt, die Kinder seien gestorben. Oder sie erhielten erst gar keine Erklärung, wenn ihre Kinder plötzlich verschwunden waren. Aussagen wie „Trink mehr Milch, dann siehst du vielleicht aus wie wir“ verdeutlichen den alltäglichen Rassismus, die Demütigungen, denen diese Kinder ausgesetzt waren, und den Versuch, sie an eine Kultur und Gesellschaft anzupassen, die sie nie wirklich akzeptierte.

Nicht alle haben nur Elend und Leid erfahren. Manche Kinder äußern sich im Nachhinein dankbar darüber, dass sie „aus der Armut gerettet“ wurden und Lesen und Schreiben gelernt haben. Ian Hamm hat in all dem Grauen „extremes Glück gehabt“, sagt er. Er hatte liebevolle Eltern, ein Dach über dem Kopf, musste nie hungern. „Es war wie eine Lotterie.“ Das machen Geschichten wie jene von Russell Moore deutlich: Er sei mit Ian Hamm im selben Waisenhaus gewesen, erzählt dieser. „Das und die Tatsache, dass wir beide Aborigines sind, ist das Einzige, was uns verbindet.“ Russell war ein halbes Jahr älter und wurde von einem Heilsarmee-Ehepaar aus den USA adoptiert. Sie zogen zurück nach Amerika, und als Teenager geriet sein Leben aus den Fugen. „Die Eltern erkannten nicht,

dass er nicht schwierig war, sondern traumatisiert. Sie schickten ihn einfach weg, er endete als Obdachloser, hatte Drogen- und Alkoholprobleme. Er war dunkelhäutig, aber kein schwarzer Amerikaner, und das weiße Amerika lehnte ihn natürlich auch ab. Er war einfach völlig verloren.“ Am Ende tötete er jemanden und landete im Gefängnis, wo er auch verstarb. „Ich denke oft darüber nach, was wäre, wenn Charlie und Mary Hamm ein halbes Jahr früher in der Lotterie aufgetaucht wären und nicht mich, sondern ihn adoptiert hätten? Wo wäre ich wohl gelandet?“

Heute sieht Ian Hamm sein Schicksal als Auftrag, sich für Familien einzusetzen, denen es anders ergangen ist. Als Vorsitzender der Healing Foundation setzt er sich für die Familienzusammenführung und die Heilung der Traumata der Stolen Generations ein.

Vielfältig. Wo und wie leben die Aborigines heute? Man müsse verstehen, so der australische Historiker Richard Broome, dass die indigene Bevölkerung sehr vielfältig ist. Das war sie immer. Sie besteht aus zwei Hauptgruppen, den Aborigines und den Torres-Straits-Inselnern. Als die Briten 1788 kamen, lebten sie in Hunderten von Völkern, Stämmen oder Gruppen in verschiedenen Teilen des Landes. Jede Gruppe hatte ihre eigene Kultur und Sprache, ihre eigenen Bräuche, Traditionen und ihren eigenen Glauben. Sie betrieben, so nahm man an, keine Landwirtschaft, kannten kein Privat Eigentum und bauten keine Städte, sondern lebten als Jäger und Sammler. Deshalb erklärte die britische Krone das Land zur „Terra Nullius“ (Niemandsland) und beanspruchte es für sich.

Das Referendum zeigt: Ver- sönhung und Gerechtigkeit sind noch nicht erreicht.

Auch in den ländlichen Gebieten lebten sie mittlerweile in Häusern im westlichen Stil, so Broome, „haben vielleicht einen Herd, eine Fußmatte und eine Dusche. Aber sie werden in die Natur gehen und ihr Land verstehen. Sie werden immer noch jagen, sammeln und essen, was sie „Bush Tucker“ nennen, und traditionelle Zeremonien abhalten.“ In den Städten, wo sie als Arzt, Anwalt oder Lehrer arbeiten, identifizieren sie sich immer noch als Ureinwohner. „Oft erkennen wir sie gar nicht mehr als Aborigines“, sagt Broome, „weil sich viele Aborigines im Süden vermischt haben und ihre Haut heller ist als ursprünglich.“ Sie behalten dennoch ihre familiären Strukturen bei, verwenden die Begriffe „Tante und Onkel“ als Zeichen des Respekts für die Älteren und bewahren ihre spirituelle und besondere Verbindung zum Land.

Doch eines ist klar: „Wenn man die Aborigines als Ganzes betrachtet, sieht man, wie benachteiligt sie sozioökonomisch sind“, so Broome weiter. Die Arbeitslosenquote ist höher, die Löhne im Durchschnitt niedriger, der Gesundheitszustand schlechter, ebenso wie der Lebensstil, das Bildungsniveau und die Lebenserwartung. „Wer in Armut lebt, greift eher zu Drogen oder entwickelt



Aborigines-Kinder in Yirrkala im Arnhem Land im Northern Territory, einer der letzten Hochburgen indigener Kultur in Australien. AFP/Torsten Blackwood

Süchte wie die Spielsucht.“ In vielen Familien gibt es häusliche Gewalt und andere Probleme. „Und wieder werden Kinder von staatlichen Behörden aus ihren Familien genommen. Manche sagen, dass wir auf dem Weg zu einer neuen gestohlenen Generation sind. Auf diese Weise wiederholt sich die Geschichte bis zu einem gewissen Grad.“

Traumatisiert. Es gebe viele negative Stereotype über die Ureinwohner Australiens, sagt Irene Higgins aus Sydney. „Aber Aborigines und Torres-Straits-Inselnern lassen sich nicht in eine Schublade stecken“, schildert sie. „Wir machen drei Prozent der Bevölkerung aus und kommen aus allen Lebensbereichen und Gesellschaftsschichten.“

Higgins ist eine stolze Fahrgärtin der Wiradjuri. „Mein Vater ist Aborigine, meine Mutter Südäskeraner.“ Ihr Urgroßvater floh als kleiner Junge aus einer Missionsstation in Brewarrina. Viele Aborigines wurden zwangsweise in Missionen, Reservate und Stationen umgesiedelt und so von ihrem Land vertrieben. Ihre Familie ließ sich in Cobar und Dubbo nieder und zog später nach Queensland. „Wir sind viel herumgezogen und haben Verfolgung und Trennung von unserer Gemeinschaft und Kultur erlebt. Meine Familie wurde schrecklich behandelt, weil sie Aborigines waren.“

Es werde noch lang dauern, bis die Familien vergeben könnten, was ihnen angetan wurde, meint der Historiker Richard Broome. Ian Hamm spricht von einem „transgenerationalen Trauma“, das die Stolen Generations an ihre Nachkommen weitergegeben. „Ihr Kindheit ist so zerbrochen, und sie sind es auch. Wie können sie gute Eltern sein? Sie haben so viel Leid erfahren, so viele Probleme.“ Und die geben sie von Generation zu Generation weiter. „Es dauert 140 Jahre, bis sich eine Generation von den Folgen erholt. Das zerstört Kinder, Enkel und Urenkel und betrifft die gesamte Gesellschaft.“

„Es passiert immer noch, nur auf eine andere Art und Weise“, sagt auch Irene Higgins. „Solang es keine Reue gibt, ist es schwierig, von Vergabeung zu sprechen. Und dann kann es keine Heilung geben“, sagt sie. Während die Stolen Generations für die systematische Unterdrückung und versuchte Auslöschung der Kulturen der First Nations stehen, war das

66

Es war wie eine Lotterie. In all dem Grauen hatte ich extremes Glück mit Charlie und Mary, die für mich „Mama“ und „Papa“ waren.

IAN HAMM
wurde im Alter von drei Wochen aus seiner Familie gerissen.

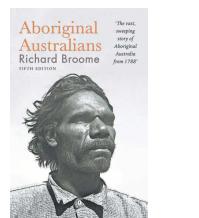
PERSONEN



Ian Hamm wurde 1964 im Alter von drei Wochen von seiner Familie getrennt. Er wuchs 50 Kilometer von ihr entfernt auf, ohne von ihrer Existenz zu wissen. Hamm setzt sich heute für die Heilung der Traumata der Stolen Generations ein.



Richard Broome ist ein australischer Historiker, der sich auf die Kolonialgeschichte und die Geschichte der Aborigines spezialisiert hat. Er hat bedeutende Arbeiten veröffentlicht, sein bekanntestes Werk ist „Aboriginal“.



Australians: A History Since 1788“.

Universität Melbourne die Geschichte der Aborigines in Australien unterrichtete, konnten seine Studenten keine einzige Aborigine-Gruppe nennen. „Heute mindestens zehn.“ Im Fernsehen und im Radio, zum Beispiel in den ABC-Nachrichten oder auf BBC, würden zunehmend die traditionellen Namen der indigenen Territorien genannt, zählt er weiter auf. Die australische Post erlaubte die Verwendung traditioneller Ortsnamen in den Sprachen der Aborigines auf ihren Postsendungen. Und bei offiziellen Anlässen, aber auch im Alltag, etwa bei Sportevents, Stadtführungen oder vor Yoga-Klassen, wird als Zeichen des Respekts das „Acknowledgement of Country“ ausgesprochen, das etwa so lautet: „I would like to acknowledge the Traditional Custodians of the land on which we meet today, and pay my respects to their Elders past, present, and emerging.“

„Es dauert 140 Jahre, bis sich eine Generation von den Folgen erholt.“

„Entschuldigungen allein helfen nicht, wir müssen handeln“, sagt Irene Higgins. „Die australischen First Nations haben jahrhundertelang für ihre Freiheit und ihre Rechte gekämpft. Ich sehe diese Stärke und diesen Widerstand in meinem Vater und meinem Großvater. Wir alle werden diese Kraft nutzen, um weiter für echte Veränderungen zu kämpfen“, sagt sie überzeugt. Auch Ian Hamm will sich weiter für die Rechte der Aborigines einsetzen. „Wut allein bringt nichts. Sie frisst mich nur auf. Deshalb will ich etwas Positives tun. Jeden Tag steh ich auf und frage mich, was ich tun kann, um diese Welt besser zu machen als die, in die ich hineingeboren wurde.“ Natürlich wäre es einfacher zu sagen, „wir lassen das hinter uns, es ist Vergangenheit“, so Hamm. „Aber wir müssen uns immer wieder daran erinnern und uns damit beschäftigen, damit so etwas nie wieder passiert.“

NOTIZEN VON UNTERWEGS

Auf Achse

Ein transatlantischer **Überraschungsbesuch** lässt einen über die eigene Sterblichkeit sinnieren. Über neue Babys, alte Freunde und noch ältere Bekannte: die österreichische Westbahnstrecke.

VON ELISABETH POSTL

Vor Kurzem war ich spontan auf Heimurlaubs. Übers Wochenende: nicht besonders umweltfreundlich, das gebe ich zu. Doch die Freundeinheiten hatten ihre ersten Kinder geboren, noch dazu in derselben Woche, und irgendwie trieb es mich, die Tante aus New York, an die Wochenbettbenet, um die Babys zu bestaunen und die Mütter auszufragen.

Man könnte sagen: Ich war auf Studienreise. Ich lernte viel: über Blasensprünge, Wehenhemmer, Harnleiterschienen, Schmerzstiller. Gleichzeitig war meine überraschende Präsenz an den österreichischen Kinderwagen etwas surreal. „Ich kann gar nicht glauben, dass du wirklich da bist“, sagte die

eine Freundin, den neuen Sohn im Arm, und schüttelte den Kopf.

Es stimmt schon: Transatlantische Beziehungen kommen üblicherweise mit etwas Vorlaufzeit. Flüge werden Monate im Voraus gebucht, Termine koordiniert, Ausflüge geplant. Das scheint eine emotionale Krücke zu sein: „121 Tage noch“, oder wie auch immer.

Ich muss allerdings gestehen, dass mir das Spontane fast besser gefällt. Es liegt ein bisschen weniger Last auf aller Schultern. Oder anders gesagt, wenn man nichts wirklich plant, kann einen auch nichts wirklich stressen, während sich die Grand Tours manchmal wie Staatsbesuche anfühlen: Man hastet von Termin zu Termin, sagt Hallo, gibt irgendwann immer wieder dieselben Antworten auf die Frage, wie es einem denn im Moment ergehe.

Dieses Mal saß ich hingegen vor den schweigenden Gesichtern der neuen Männer in mein Leben. Ernst und weise blickten sie mir entgegen und erinnerten mich an die Sterblichkeit. Und daran, dass ich jüngst Altersflecken auf meiner rechten Hand erpflanzt habe.

Nicht nur meine Freundinnen, auch mein Vater fand meine plötzliche Ortsanswesenheit überwältigend. Vorwärts schrieb er mir SMS, um dies kundzutun. Die letzten davon erreichte mich auf der Westbahnstrecke Richtung Osten und ich pflichtete ihm bei. Auch ich konnte es nicht glauben, dass ich plötzlich von einem ÖBB-Zugfenster aus auf den Industriepark vor Amstetten blickte.

Dann schlummerte ich glücklicherweise ein. Und als ich wieder aufwachte, war ich mir tatsächlich nicht mehr sicher, was hier noch echt war. Als Jahrzehntelange Kennerin der Westbahn fürchtete ich mich ins Jahr 2006 zurückgeworfen. Warum war ich plötzlich in Rekawinkel?

Ich schrieb einem Freund, der mir eröffnete, dass ich nicht zeit-, sehr wohl aber ortsgeistig sei, und dass die Streckenführung wegen des Hochwassers verlegt worden sei. Ich blickte staunend aus dem Fenster. Wie sehr ich es vermisst hatte, durch die Gärten der Villen Speisings zu tuckern! Und der Wienerwald mit seinem bronzenfarbenen Blätterleuchte machte weit, was ich an dem Wochenende in New York verpasst hatte: den Aufakt des Indian Summers. Den hatte ich beim Blick auf Amstetten nämlich dann doch vermisst.

FILM
Oscar-Preisträgerin Ariana DeBose über ihre neue Rolle als Küchenchefin in „House of Spoils“.

40



BUCH
Reese Witherspoon hat ihren ersten Thriller geschrieben.

40

SPENDE
Wie Taylor Swift, Ryan Reynolds und Blake Lively Hurrikan-Opfer helfen.

40